

Norbert Rost – Regionalentwicklung

Herr Rost, Sie beschäftigen sich mit dem Konzept der Regionalisierung und regionalem Wirtschaften als Komplementärentwicklung zur Globalisierung. Wie sind Sie dazu gekommen?

Mein Einstieg in das Ganze war in erster Linie eine Kritik am Finanzsystem. Das ist jetzt 10 Jahre her, dann habe ich darüber meine Diplomarbeit schreiben dürfen bei einem Professor, der mit seiner Richtung auch etwas aus dem Rahmen fällt. Das war zu der Zeit, als der Chiemgauer begonnen hatte, für mich war das ein sehr spannender Ansatz und praktisch mein Einstieg, mich auf diese Themen zu konzentrieren. Seitdem versuche ich, einerseits lokal Projekte umzusetzen, die in diese Richtung gehen, andererseits Werkzeuge zu entwickeln, um die Umsetzung zu erleichtern und sinnvoller zu gestalten – im weitesten Sinne. Es kamen auch noch andere Themen hinzu, die Fragen des Peak-Oil beispielsweise. Auch dabei kommt man relativ schnell zu der Erkenntnis, dass kleinräumigere Wirtschaftssysteme eine viel größere Rolle spielen werden.

Ein anderes Projekt, das wir hier vor Ort haben, ist der Elbtaler, also das Regionalgeld für die Region Dresden. Das ist an sich schon ein recht lange laufendes Projekt, weil der Verein, der das organisiert, schon seit 2006 existiert. Andererseits ist es ein relativ frisches Projekt, weil wir jetzt gerade erst mit unserem Kontensystem anfangen, das wir entwickelt haben, um den Elbtaler auch tatsächlich umzusetzen. Mit umsetzen ist gemeint, dass die ersten Unternehmer jetzt ihre Konten auf dem System bekommen. Vorher haben wir über Jahre intensiv Öffentlichkeitsarbeit gemacht und dabei auch eindeutig die Grenzen dessen gespürt, was möglich ist. Da es wie bei vielen Regionalgeldinitiativen an ehrenamtlichen Strukturen hängt, ist die Frage immer, was die Leute in ihrer Freizeit leisten können. Da ist ein sehr kritischer Spagat notwendig, wie man das System halbwegs professionell auf die Beine stellen kann, ohne die Leute, die das tragen, damit auszupowern. Man kann sagen, dass so ein Regionalgeldsystem durchaus vergleichbar ist mit einer Bankgründung. Wenn man sich überlegt, wieviel Personal eine Bank hat und dasselbe Pensum von einem ehrenamtlich arbeitenden Verein getragen wird, sieht man, dass da einige Diskrepanzen aufscheinen.

Mein Geld verdiene ich momentan mit unterschiedlichen Projekten, die im weitesten in diesem Bereich liegen. Letztes Jahr habe ich beispielsweise eine Studie gemacht, für die sächsische grüne Landtagsfraktion zum Thema „Peak-Oil in Sachsen“, also wie die Situation in Sachsen angesichts dieses Problems ist. Jetzt steht ein Projekt vor der Tür, bei dem ich mir im Rahmen einer Studie eine Kleinstadt anschauen werde, bei der es um die Frage geht: „Wie ist diese Stadt hinsichtlich der Energiefrage vorbereitet, und wie hoch ist ihre Energiewendeaktivität“. Mit Regiogeld sein Geld zu verdienen, ist eine ganz schwierige Geschichte.

Was begeistert Sie daran?

Also erst mal ist es das breite Spektrum an interessanten Menschen, die man über solche Aktivitäten kennenlernt. Ansonsten ist es so, dass ich einfach die Notwendigkeit sehe. Ich

habe zwei Kinder und für mich stellt sich langfristig die Frage, in welcher Welt die leben werden. Die mittelfristige Frage ist natürlich, in welcher Welt ich leben werde. Als wir einige Jahre unterwegs waren und versucht haben, Öffentlichkeitsarbeit zu leisten à la „wir haben Probleme mit unserem Finanzsystem, wollen wir uns da nicht alle mal drauf vorbereiten?“, da hat noch keiner zugehört. Inzwischen brechen diese Probleme im Finanzsystem nun offener auf, aber ich sehe auch weiterhin keine Ansätze, die vielversprechend sind. Die Politik hat keine Antworten gefunden, mir scheint, sie weiß einfach nicht, wie sie damit umgehen soll. Mancherorts werden zumindest die Ursachen durchdiskutiert, aber auch immer nur auf theoretischer Ebene. Praktische Erkenntnisse, tatsächlich empirische, sind aufgrund der Größe der Systeme, über die wir sprechen, auch einfach schwer zu gewinnen.

Über die Ursachen kann man ja auch tatsächlich sehr viel reden und nachdenken und wird dabei unterschiedliche Pro- und Contra-Aspekte für den einen oder anderen Sachverhalt finden. Aber aus dem bisherigen Denken herauszutreten, das System, in dem man sich befindet, mal aus einem völlig anderen Blickwinkel anzuschauen und anhand dessen neue Ansätze zu entwickeln, das macht die Politik zur Zeit nicht. Sie handelt weiter im bestehenden System, und das dürfte, glaube ich, nicht besonders hilfreich sein. Auch diese Beobachtung treibt mich zum Handeln.

In der Debatte um zukunftsfähiges Wirtschaften wird die These vertreten, dass unser Wirtschaftssystem eine Wachstumswende benötigt. Wo sehen Sie dabei den größten Handlungsbedarf?

Das kommt darauf an, wen man fragt. Also wer hat welche Möglichkeiten? Der Einzelne sollte sich überlegen, inwiefern er dazu beiträgt, dass wir ständig auf Wachstum aus sind. Was er konsumiert, wie er es konsumiert, wieviel er konsumiert. Die Politik hat ganz andere Möglichkeiten, sie könnte tatsächlich experimentelle Aktivitäten starten und die verschiedenen Initiativen, die sich mit solchen Fragen befassen, unterstützen und fördern. Und sie könnte erstmal ihr eigenes Paradigma hinterfragen; die Frage stellen: Warum arbeiten wir Richtung Wachstum? Mit dieser Enquete- Kommission im Bundestag passiert das ein wenig zurzeit.

Die Unternehmen müssen sich überlegen: Wie müsste ich denn meine Unternehmensstrukturen aufstellen, um in einer Welt zu wirtschaften, die ohne Wachstum auskommen oder sogar schrumpfen muss. Und das ist keine einfache Geschichte. Beispielsweise habe ich bis jetzt noch keine Antwort auf die Frage gefunden, wie man Ressourcen verteilt in einer Welt ohne ständige Ressourcenverfügbarkeit oder wo die Ressourcenmengen sogar schrumpfen werden. Die Wissenschaft muss sich über solche Sachen genau Gedanken machen. Insofern hat jeder andere Bausteine, und es gibt keinen Baustein, von dem man sagen kann, der muss als erstes angegangen werden, sondern die unterschiedlichen Institutionen und Akteure müssen sich das parallel auf ihrer jeweiligen Ebene anschauen.

Wie gehen Sie mit dem „Kein Wachstum bedeutet Rückschritt“-Argument um?

Ich finde, das passt irgendwie nicht. Wir leben in einem gesellschaftlichen System, das Entwicklung kennt, und Entwicklung kann natürlich bedeuten, dass man einzelne Elemente aufgreift, die schon einmal da waren, das ist keine Frage. Aber ich gebe an diesem Punkt

immer wieder gerne eine Gegenfrage zurück, und fordere die Leute auf, mir ein Bild einer Gesellschaft zeichnen, die realistisch ohne Erdöl auskommt. So, damit ist die Aufgabe gesetzt. Und vor der stehen wir in den nächsten 20, 30, 40 Jahren. Deutschland ist zu 98% beim Erdöl abhängig von außen, und wenn uns dort die Hähne abgedreht werden, dann gehen relativ schnell die exportorientierten Lichter hierzulande aus. Natürlich versucht man alles, um das zu vermeiden und das zu überbrücken, aber die Endlichkeit des Rohstoffs ist einfach da und die technischen Lösungen, die wir heutzutage haben hinsichtlich erneuerbarer Energien, sind eigentlich ein Tropfen auf den heißen Stein.

Das bedeutet, dass wir bereits heute anfangen müssten, unsere Strukturen umzubauen. Es kommt dann immer das Argument „ja wenn kein Öl mehr da ist, dann fahren wir mit Elektroautos.“ Die Elektroautos, die wir uns vorstellen können, die fahren nun mal nur sehr begrenzte Strecken. Wir haben in Deutschland 2300 reine Elektroautos auf den Straßen, es kommen noch ein paar Hybride hinzu, aber die kann man vernachlässigen, die brauchen Öl. Bis zu der Vision der Bundesregierung, 2020 eine Million von den Dingen auf der Straße zu haben, ist ein ganz schöner Weg. Und den sehe ich momentan nicht, wir haben schon 2012. Wir haben weder die industriellen Kapazitäten, noch das Interesse bei den Leuten, die die Dinger benutzen sollen. Und das ist meine Rückfrage, die ich dann geben würde: Wie stellen die Leute sich ein Wirtschafts- und Gesellschaftssystem vor, das ohne Erdöl auskommt? Und dann gucken wir mal, welche Antwort kommt.

In Zeiten der Globalisierung wird das Regionalisierungskonzept von vielen Menschen als unzeitgemäß empfunden. Welche Erfahrungen haben Sie mit den Sichtweisen der Menschen auf Regionalisierung gemacht?

Es kommt natürlich darauf an, wem man gegenüber steht. Bei der Beschäftigung mit dem Regionalgeld konfrontieren wir oftmals Leute mit Wirtschaftsfragen, die sich üblicherweise nicht mit solchen Themen auseinandersetzen. Letztens habe ich die Anwesenden eines Regiogeld- Vortrags gefragt, wann sie das letzte Mal in einem Vortrag zu Wirtschaftsfragen waren. Da kommt keine Antwort, die Leute gehen normalerweise nicht zu solchen Vorträgen. Das Regionalgeld schafft es, sie aus ihren Löchern herauszuholen, und aufgrund dieser seltsamen Idee, eigenes Geld zu machen, lassen sie sich mit anderen Fragestellungen konfrontieren. Auf der politischen Ebene oder dort, wo die Leute sehr viel Erfolg mit diesem Wachstumssystem haben, hinterfragen sie es selten. Selbst die Grünen halten ja an dieser Begrifflichkeit fest. Sie versuchen zwar, dem Begriff „Wachstum“ ein anderes Mäntelchen zu geben – da ist einerseits schon die Idee dahinter, etwas anders machen zu wollen – andererseits schaffen sie es nicht, konsequent genug zu sagen „Wir wollen das bisherige nicht mehr, sondern etwas Neues!“. Also wird die Systemfrage dort auch nicht gestellt.

Vielleicht liegt das auch ein bisschen an dem Begriff als solchem: Wachstum ist relativ abstrakt. Der Einzelne kann damit nichts anfangen. Dagegen wird das Thema Regionalisierung handfest, und es gibt verschiedene Gruppierungen, die das Thema erfolgreich an die Leute herantragen. Nehmen wir Slow-Food: Slow-Food ist relativ erfolgreich in seinen Bereichen und hat die Regionalisierung als Thema. Die Regiogelder schaffen es – dank der Finanzkrise – mittlerweile auch ganz gut das Thema zu transportieren. Die Offenheit nimmt zu, und eine Notwendigkeit dafür wird zunehmend erkannt. Aber in der breiten öffentlichen Diskussion, die von den Massenmedien getragen wird, kommt es überhaupt nicht an. Es taucht vielleicht mal hier und da punktuell auf, aber eine

gesellschaftliche Diskussion über die Zielstellungen, wo wir als Gesellschaft hinwollen, haben wir nicht. Die einzige Zielstellung, die wir haben, ist Wachstum.

Wo sehen Sie Erfolge Ihrer Arbeit?

Also abgesehen davon, dass das alles viel länger dauert, als ich das manchmal gedacht hatte, gibt es dann doch schon zwei Regiogelder, an denen ich mitgewirkt habe: den Lausitzer, dort hat sich vor zwei Jahren ein Verein gegründet – ich selbst stamme aus der Lausitz. Und in Dresden gibt es das System jetzt eben auch. Dort haben wir viel Sensibilisierung gemacht, was dazu führte, dass ich auch mit Akteuren ins Gespräch kam, von denen ich vorher keine Offenheit erwartet habe oder es zumindest als schwierig empfand. Heute bin ich mit der IHK vorsichtig im Gespräch. Dann werden wir inzwischen von einigen Unternehmern unterstützt, und man kann es durchaus als Erfolg ansehen, dass wir mittels unserer Vereinsaktivitäten Gelder einwerben konnten, die für ein paar Monate einen 400- Euro Job für einen unserer Akteure möglich machen. Dass es in der Stadt viele Leute gibt, die den Elbtaler kennen, obwohl er noch nicht einmal aktiv ist, sondern nur durch die zahlreichen Veranstaltungen, die wir in den letzten Jahren gemacht haben, auch das können wir uns auf die Fahne schreiben. Und natürlich habe ich auch das Gefühl, dass unsere Arbeit durch das aktuelle Geschehen, das innerhalb der europäischen und globalen Strukturen stattfindet, bestätigt wird.

Und außerdem empfinde ich unsere Software- Entwicklung, die wir die letzten zwei Jahre betrieben haben, als Erfolg. Dass wir ein Tool funktionsfähig haben, das sich für Regionalmanagements, für Kommunen oder eben für Regiogeld- Vereine einsetzen lässt. Es ist ein relativ einfach benutzbares Onlinekontensystem, das im Grunde ähnlich funktioniert wie das Online-Banking einer Bank, kombiniert mit einer modernen Darstellung der teilnehmenden Unternehmen in Form eines Wirtschafts atlas. Ich hoffe mit diesem RegionalAtlas in die Vermarktung gehen zu können. Durch solcherart Tools wird es vielleicht auch einfacher, die Themen zu transportieren, weil wir sagen können: „Wir haben hier nicht nur eine Idee, sondern wir haben gleichzeitig auch noch ein Konzept und ein Werkzeug, mit dem wir sie umsetzen können.“

Was sind Hürden und Widerstände, mit denen Sie in Ihrer Arbeit konfrontiert werden?

Das Denken in den bisherigen Strukturen. Wenn ein anderer Denkansatz verfügbar und vertretbar wäre, dann würde das sehr viel leichter funktionieren. Aber es würde zu weit führen, das im Detail auszuführen. Es geht dabei um die Frage, warum Entscheidungsträger bei bestimmten Sachen mitmachen und bei anderen nicht, warum werden manche Sachen gefördert und andere nicht. Zum Beispiel gibt es in Sachsen ein Förderprogramm, die sog. Gemeinschafts-Aufgaben-Förderung: Da wird gefördert, dass die Unternehmen Produkte produzieren, die mindestens 50km weit transportiert werden müssen. Das heißt, die Unternehmen bekommen keine Förderung, wenn sie den regionalen Markt bedienen wollen, jedenfalls nicht aus diesem Fördertopf. Das heißt, es gibt eine Wirtschaftsförderung bei Exportorientierung. Und solche Sachen sind ganz normaler Bestandteil unseres heutigen Wirtschaftslebens und werden von der Politik vertreten, ohne dabei ansatzweise kritisch hinterfragt zu werden. Natürlich ist das hinter dem Paradigma der Exportorientierung nachvollziehbar, da können wir lange mit „Regionalisierung“ kommen. Dabei stehen sich zwei Pole diametral gegenüber, das Eine ist mit dem Anderen nur schwer vereinbar. Aber ich

bin davon überzeugt, dass Deutschland mit der Strategie ein großes Problem bekommen wird, nämlich dann, wenn die andere Seite der Medaille nicht mehr mitspielt, und das sind die Importländer.

Es geht nicht, dass ein Land immer exportiert, ohne dass ein anderes Land importiert. Und wenn ein Land dauerhaft Exportüberschüsse erzielen will, muss es mindestens ein anderes Land geben, was dauerhaft Importüberschüsse hinnehmen muss. Diese Ungleichgewichte führen zu diesen Spannungen, die wir momentan in der Euro-Zone sehen. Das ist nicht so leicht zu erklären, weil uns teilweise das systemische Denken fehlt, diese Dinge auch aus einer anderen Perspektive zu sehen. Aber das wird uns irgendwann um die Ohren fliegen; beziehungsweise fliegt es uns ja schon um die Ohren: Dass die südlichen Länder Europas so ihre Probleme haben, hängt eindeutig auch mit der exportorientierten Wirtschaftspolitik Deutschlands zusammen.

Bei der Frage, wie man das in ein gesundes Maß bekommt, spielt dann natürlich Regionalisierung eine große Rolle. Aber ich habe es ehrlich gesagt aufgegeben, mich über die große Politik aufzuregen oder zu sagen „ihr müsstet dies und jenes machen“, weil da können wir hier unten noch so lange trommeln, das hört dort oben sowieso keiner – um mal im Bild von oben und unten zu bleiben. Ich sehe das so: Die großen Entscheider machen ihr Ding und fahren den Karren in den Dreck. Und ich muss gucken, dass ich hier bei mir vor Ort etwas auf die Beine kriege, was dafür sorgt, dass uns der Dreck nicht bis zum Hals steht. Also Strukturen zu schaffen, die in gewissem Maße widerstandsfähiger sind gegenüber Schocks von außen – der Begriff der Resilienz ist ja momentan ein Kernbegriff, um den sich vieles dreht. Und insofern ist dieses System auch kompatibel für egoistische Sichtweisen, da man sagen kann „Hey Leute, wenn ihr ein angemessenes Leben haben wollt, schaut euch mal an, ob es nicht besser ist, selbst Strukturen in eurem Umfeld zu schaffen, die euch tragen.“

Die Umsetzung von Ansätzen einer Wachstumswende ist ein Veränderungsprozess. In welcher Phase befindet sich die Gesellschaft in Deutschland momentan?

Ich bin in den letzten Jahren öfters Leuten begegnet, die haben die Situation mit der Vorwende-Zeit in der DDR verglichen. Es gab damals Entwicklungen, in denen sich Menschen in Gruppen zusammenfanden und begannen, kritisch über das System nachzudenken, sowie Ideen zu entwickeln, wie ein anderes System aussehen könnte. All das gab es in der Vorwendezeit, und ich denke, das passiert heute auch. Hier in Dresden sehe ich eindeutig, dass die Gruppierungen, mit denen ich zu tun habe, an Zulauf gewinnen. Auch tauchen immer mehr Leute auf, die die letzten Jahre nicht dabei waren, eben Unternehmer, Ärzte, und man entdeckt in Institutionen plötzlich eine Offenheit, die vorher nicht da war. Also da bewegt sich schon einiges, wenn auch noch sehr langsam. Aber das kann sich durchaus beschleunigen. Die Frage ist dann, welche Ereignisse das wären, die das dann beschleunigen.

Der Sozialpsychologe Harald Welzer spricht davon, dass Menschen in Veränderungsprozessen erreichbare Visionen brauchen. Welche ist Ihre?

Dresden hat 2006 sein 850-jähriges Bestehen gefeiert, und damals habe ich eine Vision für Dresden 2012 geschrieben. Das haben wir zwar jetzt schon, und es sind längst nicht alle Punkte umgesetzt, aber da habe ich mal versucht, so ein Bild zu entwerfen. Im Netz ist es unter „Region Dresden 2012. Ein Zukunftswerk“ zu finden.

Es ist kein einfacher Prozess, eine Vision zu entwickeln. Wir versuchen das gerade innerhalb eines Workshops, indem wir eine Zeitung aus der Zukunft entwerfen. In verschiedenen Gruppen entwickeln wir mit den Leuten Zeitungsartikel, in denen sie ihr Bild eben möglichst konkret runterbrechen sollen: Wie stellen Sie sich Ihre Stadt oder einen Teil Ihrer Stadt im Jahr 2030 vor? Das machen wir im Rahmen dieser Transition-Aktivitäten, da passt das super rein. Und man merkt, wie schwierig es ist, konkrete Zukunftsbilder zu entwickeln.

Aber Ihre Frage bezog sich ja auf meine Zukunftsvision. Wenn es jetzt um die Regionalisierung geht, ist es so, dass ich das Bild vor Augen habe, dass die Städte in Europa (und nicht nur da) sich aus ihrem Umfeld zu großen Teilen selbst versorgen müssen. Das geht natürlich längst nicht mit allen Dingen, aber mit dem Lebensnotwendigen sollte es gehen, denn das ging früher schon. Denn wenn Städte auf die Versorgung durch weit entfernte Gebiete angewiesen sind, bedeutet das immer eine Art Kolonialisierung anderer Teile des Planeten. Vor allem um die großen Städte ziehe ich gedanklich lockere Kreise, die keine Grenzen darstellen, aber Gebiete sind, aus denen sich die Städte zu gewissem Maße selbst versorgen. Und das bedeutet natürlich auch eine Aufwertung des ländlichen Raums. In so einer Entwicklung bekommen die Dörfer rundherum eine neue Bedeutung, die sich stark von ihrer heutigen unterscheidet. Ein Teil dieser Vision ist auch, dass die Menschen sich über die Auswirkungen über ihres Handelns und Konsumverhaltens bewusster sind, sprich dass ihnen klar ist, was sie alles mitkaufen, wenn sie billigen Elektroschrott kaufen.

Was raten Sie, wenn Sie jemand fragt, wie man selbst morgen, im nächsten Monat und im nächsten Jahr aktiv zu diesen Veränderungen einer Wachstumswende beitragen kann?

Als erstes können die Menschen gucken, ob es in ihrer Umgebung ähnliche Initiativen gibt oder – wenn es solche Initiativen tatsächlich nicht geben sollte – wie sie so etwas anschieben können. Am Beispiel von Dresden: Wir haben hier einen Verein, der sich mit Regiogeld auseinandersetzt, wir haben Leute, die selbstständig Stadtgärten anlegen, das heißt Brachflächen wiederbeleben und zu Gärten umfunktionieren wollen; wir haben Werkstätte in der Stadt, Fahrradwerkstätte und andere, wo sich Leute mit handwerklichem Geschick einbringen können, und wir haben einen Tauschring, bei dem wirklich jeder mitwirken kann. Und wer keine Zeit für solche Späße hat, der kann einem dieser Vereine beitreten, um diese Initiativen mit seinem Mitgliedsbeitrag von der finanziellen Seite her zu unterstützen. Und ansonsten hilft natürlich, wenn jeder beginnt, auch in seinem Umfeld diese Dinge zu thematisieren. Zu guter Letzt sollte man immer bei sich selbst anfangen und die Frage stellen: Was mache ich denn eigentlich? Und ist das mit der Welt, die ich wirklich haben will, kompatibel?’

Interview Sarah Bhandari

Über die Person



Norbert Rost, Jahrgang 1976, ist Diplom-Wirtschaftsinformatiker und hat an der TU Dresden studiert. Derzeit arbeitet er als Geschäftsführer im Büro für postfossile Regionalentwicklung in Dresden. Seine aktuellen Schwerpunkte sind Studien und Beratungen zu den Auswirkungen des Ölfördermaximums (Peak Oil), Förderung regionalwirtschaftlicher Strukturen und Softwareentwicklung: RegionalAtlas / EnergieAtlas.

Literaturempfehlung

<http://www.regionalentwicklung.de/download/Region%20Dresden%202012%20-%20Ein%20Zukunftswerk%20-%20Version%201.0.pdf>